

Schwarzes Meer

Der Wind fegte über die kargen Sträucher der kleinen Insel. Ein junges Mädchen saß auf einem Felsen am Wasser. Sie blickte auf das unendlich erscheinende Meer, das an dem winzigen Strand so klar war, dass man die Muscheln auf dem Grund erkennen konnte. Eine rote Katze schmiegte sich an das Bein des Mädchens, das die Katze sofort auf den Schoß nahm und über ihr weiches Fell streichelte. „Maggie!“ ertönte eine Männerstimme. Das Mädchen stand auf und wischte den Dreck von ihrer Hose. Dicht gefolgt von der jungen Katze kletterte sie über die Felsen am Ufer, hoch bis zu der Tür des großen Leuchtturms. Ihr Vater stand in der Tür. „Fisch und Kartoffeln.“ sagte er und hielt Maggie die Tür auf. „Wie gestern und vorgestern!“ erwiderte sie nur und zog ihre Stiefel, die zu große Jacke ihres Vaters und den wärmenden Schal aus. Der Kater versuchte in die kleine Wohnung zu schleichen, aber wurde von Maggie Vater erwischt: „Rusty bleibt draußen!“ „Jaja“. Leicht genervt schloss das Mädchen die Tür vor Rusty und folgte ihrem Vater zum kleinen Esstisch. Der Fisch sah nicht gerade appetitlich aus, aber das war sie gewohnt, ihr Vater war nicht der beste Koch, aber es reichte aus um keine Vergiftung zu bekommen.

Am nächsten Tag standen Maggie und ihr Vater im Leuchtfeuerhaus, sie putzten die Scheiben, damit der Schein des Lichtes in der Nacht weit genug reichte, um für Schiffe in der Nacht sichtbar zu sein. „Danke, dass du mir geholfen hast“ „Kein Problem“. Maggie lief die gebogene Treppe hinunter nach draußen. Sie rief nach ihrem Kater, welcher aus dem Gestrüpp nahe des felsigen Strandes kam. Sie streichelte ihm leicht über das gestromte Fell, hockte sich zu ihm hinunter und richtete ihren Blick auf das Meer. Wie gerne sie es anschaute. Sie erhob sich wieder und sprang von Fels zu Fels hinunter zum Ufer. Sie setzte sich mit angewinkelten Knien auf den Sand und holte ein kleines Notizbuch aus ihrer Tasche. Es sah alt aus und der Ledereinband wirkte, als wäre das Buch schon ein paar mal öfter versehentlich ins Meer gefallen, als könnte er einfach auseinander fallen. Nun holte sie einen Bleistift aus ihrer Tasche und schlug das Buch auf. Mehrere Zeichnungen von Fischen, Vögeln und Pflanzen, aber auch von dem Ufer und den Wellen befanden sich auf den vergilbten Seiten. Maggie schaute in das klare, durchsichtige Wasser auf die Muscheln und begann das Wasser und ihre Reflexionen auf den Muscheln zu skizzieren. Ihre Haare wurden ihr ins Gesicht geweht und einige Tropfen des Meerwassers landeten auf ihrer Zeichnung. Wer weiß wie lange sie schon dasaß, konzentriert auf ihre Zeichnung, all die kleinen Details, als sie bemerkte wie sich das Wasser veränderte. Das durchsichtige Wasser wurde von schwarzen Schlieren

unterbrochen. Immer mehr der schwarzen Flüssigkeit lag wie eine Decke auf dem Wasser. Man sah den Grund nicht mehr und als Maggie hoch auf das Meer blickte, erschrak sie. Das ganze Meer war von einem schwarzen Film überlagert. Rusty schnüffelte interessiert am Wasser. „Nein!“ schrie Maggie und zog ihn vom Wasser weg. Sie nahm den Kater auf dem Arm und rannte hoch in Richtung des Leuchtturms, wo ihr ihr Vater schon entgegen kam. „Das Wasser! Es ist... nicht normal!“ erklärte Maggie aufgelöst. „Ich weiß“ sagte ihr Vater ruhig: „Es sieht aus, als wären Ölcontainer ausgelaufen oder ähnliches.“ „Öl?“ fragte Maggie geschockt: „Was ist mit den Fischen? Und den Vögeln? Und überhaupt mit allen Wesen, die dort im Wasser leben?“. Ihr Vater blickte nur zum Ufer: „Was soll mit ihnen sein? Die Wahrscheinlichkeit, ob die Fische überleben können wir nicht beeinflussen, aber manchen Vögeln könnten wir noch helfen. Los, geh und sperr Rusty in den Leuchtturm. Dann komm wieder!“. Maggie lief los, fast stolperte sie über die kleinen Steinchen die überall auf den Wegen lagen, zur alten hölzernen Tür des Turmes. Sie öffnete sie und ließ Rusty dort auf den Boden und schloss die Tür, grade schnell genug damit der Kater nicht wieder hinaus zischte. Sie rannte wieder zurück zu ihrem Vater, der Wind peitschte ihr entgegen, sodass sie ihre Augen zusammenkneifen musste. Der Wind wurde immer stärker, als wär er zornig, dass das Öl den Ozean verseuchte. Ihr Vater bedeutete ihr mit einer Handbewegung ihm zu folgen. Er lief in Richtung des Ufers, wo schon ein kleines Lebewesen auszumachen war. Eine Möwe, über und über voller Öl. Die Augen geschlossen und die Flügel verklebt. Ihr Vater zog sich Handschuhe über und packte den Vogel sanft in einen großen Eimer, ausgepolstert mit weichen Decken. „Durch das Öl verliert das Gefieder der Vögel ihre isolierende Wirkung, also es weist keine Kälte mehr ab und deshalb unterkühlen sie.“ erklärte ihr Vater ihr leicht gereizt. Sie liefen den Strand weiter ab, aber sie fanden glücklicher Weise nur einen weiteren, frierenden Vogel. Ihr Vater drückte ihr nun den Eimer mit der Möwe in die Hand und nahm den zweiten Vogel in die Hände und so stapften die beiden zurück zum Leuchtturm. Im warmen Inneren angekommen brachten sie die Vögel ins Bad. Maggie wollte schon warmes Wasser in die Wanne lassen, doch ihr Vater stoppte sie: „Wir müssen erst einen Tag warten. Wenn die beiden sich etwas erholt haben können wir das Öl auf ihrem Gefieder waschen aber erstmal sollten sie sich aufwärmen. Der Stress würde sie heute vielleicht umbringen.“ Er holte mehrere Decken und legte jeweils eine Wärmflasche unter diese Decken und legte die Vögel darauf. „Komm“, sagte er: „wir sehen die beiden aus dem Wohnzimmer. Lass uns lieber die Nachrichten anschauen, vielleicht wissen wir dann genau was passiert ist.“ Maggie blickte ihn an und lächelte traurig, ihr Meer und all seine Bewohner waren dem Öl hilflos ausgeliefert. Sie wussten nicht einmal, wie sie sich eventuell etwas schützen könnten. Ihr Vater verschwand in die Küche und Maggie setzte sich auf den Rand der Badewanne und betrachtete die zitternden Vögel. Sie hatten ihre Augen geschlossen und ihre Flügel lagen eng an ihren kleinen Körpern. Traurig wurde ihr bewusst, wie viele

unschuldige Tiere starben, nur weil Menschen Fehler machten. Rusty kam ins Bad geschlichen. Er machte einen Satz auf ihren Schoß. Er tat als wolle er mit ihr kuscheln, aber eigentlich reckte er die Nase in Richtung der Vögel. Maggie packte ihren Kater und nahm ihn auf den Arm, trug ihn ins Wohnzimmer wo ihr Vater für sie eine heiße Schokolade gemacht hatte. Dankbar setzte sie Rusty ab und nahm ein Schluck von dem warmen Getränk. Die Wärme erfüllte ihren Bauch und sie presste ihre Hände gegen die heiße Tasse. Ihr Vater setzte sich zu ihr und schaltete den Fernseher ein. Sofort sprangen ihnen Drohnenschnitte der Katastrophe entgegen. Riesige Flächen Meer voller schwarzem Öl. Bilder von ölgetränkten Vögeln. Da kam eine Sprecherin ins Bild, eine etwa 30-jährige, blonde Frau, die sehr ernst dreinblickte. „Im Atlantik vor der Südküste Englands sank ein Containerschiff, das knapp 800.000 Liter Öl an Bord geladen hatte. Nun breitet sich das Öl zunehmend Richtung Land aus. Meine Kollegin vor Ort wird Ihnen nun weitere Einblicke geben.“. Nun erzählte eine etwas ältere Frau in Jacke und Schal eingepackt, welche Auswirkungen das Öl habe, und weitere verletzte Tiere und überforderte Rettungskräfte wurden gezeigt. Maggie schüttelte leicht den Kopf und strich dem schnurrenden Kater über den Kopf. Wie unfair es doch war, wie abscheulichen Landwesen machten Fehler, unsere Ladungen landeten im Meer und dafür starben tausende Tiere, obwohl sie nicht einmal beteiligt waren. Die Menschen haben keine so harten Konsequenzen, nur weil wir auf dem Land lebten. Kurz bevor sie ins Bett ging, stieg sie leise die steile Wendeltreppe zum Leuchtturm hinauf. Im Schlafanzug und mit Hausschuhen an den Füßen stand sie da und blickte durch das Fenster hinaus, auf das ölverpestete Wasser, das regelmäßig vom großen Lichtpegel des Leuchtturms erhellt wurde.

Als sie am nächsten Morgen vom Schreien der Möwen im Bad geweckt wurde, war das erste, woran sie dachte die Ölpest. Es war noch früh und als sie aus dem Fenster blickte sah sie Nebelschwaden. Es sah aus wie immer, aber wenn man genauer hinsah, war das Wasser nicht durchsichtig und klar, sondern bestand die Brandung aus zähem Öl, das schwer gegen die Felsen schwappte. Aber sie wurde durch die ungewöhnlichen Geräusche aus dem Bad abgelenkt und beschloss, dass sie aufstehen würde, denn Schlafen war bei so einem Lärm unmöglich. Sie ging leise in Richtung des Bades, wo ihr Vater schon mit ein paar Fischen hantierte, während er versuchte sich die Möwen vom Leib zu halten, die gierig nach den Fischen schnappten. Rusty saß zufrieden in der Dusche mit einem erbeuteten Fisch. Maggie lächelte und nahm ihrem Vater die Fische ab. Gemeinsam fütterten sie die ,noch geschwächten Möwen. „Können wir das Öl jetzt schon aus ihren Federn waschen?“ fragte Maggie. „Ich bin mir nicht sicher, ich rufe besser einmal Dave an, der weiß, was zu tun ist.“ erwiderte ihr Vater. Dave war ein Freund von ihrem Vater, ein alter Bekannter aus der Schule, der jetzt in einer Auffangstation für Meerestiere arbeitete. Maggie nickte und während ihr Vater telefonierend im Wohnzimmer verschwand, betrachtete sie die Möwen

genau. Ihre Federn waren verklebt, flugunfähig und man konnte die Farbe der Federn nicht einmal mehr erkennen. Ihr ganzer Körper war in Öl eingehüllt. Da kam ihr Vater zurück und nickte: „Wir dürfen sie waschen. Wir sollen sie in einer Schüssel festhalten und sie vorsichtig waschen. Ich halte sie lieber fest, bevor sie dir in die Hand hackt.“ „Ok“. Ein bisschen verunsichert schaut Maggie zu, wie ihr Vater den Vogel mit Handschuhen festhält. Sie zog sich Handschuhe an und griff nach der vorbereiteten, warmen Spüllösung. Vorsichtig begann sie das Öl aus ihren Gefiedern zu streichen. Nach unendlich vielen Wiederholungen waren die Federn wieder heller und nicht mehr verklebt. Sie fütterten die sichtlich erschöpfte Möwe noch einmal und begannen, die zweite vom Öl zu befreien. So traurig die Situation auch war, als sie sah, wie sich die erste Möwe zu putzen begann, überkam sie ein warmes Glücksgefühl.

„Frau Dr. Brown, Frau Dr. Brown!?“ Maggie Brown kehrte mit ihren Gedanken wieder in die Gegenwart zurück. „Ihr Vater möchte sie sprechen.“ sagte ihre wissenschaftlichen Assistentinnen und reichte ihr ein Funkgerät. „Ehm, danke“ erwiderte sie und nahm das Gerät entgegen, während sie über die Reling Richtung der immer kleiner werdenden Eisbergen blickte. „Hallo Maggie“ hörte sie die vertraute Stimme ihres Vaters: „Ist das Expeditionsschiff schon auf dem Heimweg aus der Antarktis?“ „Hallo, ja wir sind in ein paar Tagen wieder daheim, ich freu mich schon.“ schrie sie halb und versuchte damit den stärker werdenden Wind zu übertönen. „Konntest du helfen?“ fragte er. „Ja ich konnte den Tieren helfen.“ lächelte sie und verabschiedete sich.

Ein paar Tage später saß sie auf dem selben Felsen auf dem sie vor 15 Jahren gesessen hatte und die ersten Fäden der Ölpest bemerkt hatte. Eine uralte, magere, rote Katze kam angeschlichen. „Rusty!“ lächelte Maggie und nahm ihn in den Arm. Nun saßen sie da, genau wie früher, und schauten in das nun wieder klare und durchsichtige Wasser.